

Ogier van Denemerken

Ein mittelniederländischer Karlsroman in deutschem Gewand*

Amand Berteloot

1. Ein vernachlässigter Text

In Bart Besamuscas *Repertorium van de Middelnederlandse Karelepiek* werden nicht weniger als zwanzig verschiedene Karlsepen mitsamt jüngerer Bearbeitungen genannt. Dennoch fällt den meisten von uns zu diesem Thema nur ein einziger Titel ein: *Karel ende Elegast*. Der Grund für diese recht einseitige Präferenz liegt vermutlich in der Tatsache, dass es das einzige Werk ist, das in voller Länge überliefert ist. ‚In voller Länge‘ ist in diesem Fall aber relativ. Mit ihren gerade mal 1472 Versen kann man die Geschichte nicht gerade lang nennen, aber dennoch enthält sie alles, was man sich von mittelalterlicher Dichtung erhofft: Spannung, eine übersichtliche und geradlinige Handlung, holzschnittartige Charaktere und ein Happy End. Es werden wohl dieselben Gründe sein, die die Zeitgenossen für dieses Werk begeistert und dafür gesorgt haben, dass der Text häufig abgeschrieben und später auch etliche Male gedruckt und nachgedruckt wurde.

Der Zugang zu den übrigen Texten ist wesentlich schwieriger. Wenn sie in späterer Zeit nicht gerade zu sog. Volksbüchern, meistens in Prosa, überarbeitet und gedruckt wurden, sind sie oft nur in manchmal winzigen Bruchstücken überliefert. Von den Büchern, in denen sie enthalten waren, sind meist nur wenige Blätter oder gar nur schmale Pergamentstreifen erhalten, die von Buchbindern benutzt wurden, um die Einbände jüngerer Bücher zu verstärken. Dennoch liefern uns heute diese spärlichen Reste den Beweis, dass die Gattung im niederländischen Raum einst sehr beliebt gewesen sein muss. Vom ehemaligen Umfang dieser Werke können wir uns nur ein Bild machen, wenn wir uns die französischen Epen vor Augen führen, denen die niederländischen Texte verpflichtet sind. Und das sind meist stattliche Epen mit einem Umfang von mehreren Tausend Versen. Eine kleine Hochrechnung ergibt, dass ein Vortragskünstler, der allabendlich zwei Stunden aus diesen Texten vorgelesen hätte, mehr als ein

* Dieser Beitrag ist die Zusammenfassung von 34 kürzeren Beiträgen, die im Laufe der Arbeit an der Rekonstruktion des mittelniederländischen *Ogier van Denemerken* entstanden und zusammen mit dieser in der niederländischen elektronischen Zeitschrift *Neder-L* erschienen sind. (Vgl. Berteloot 2012–2014 und Berteloot 2012–2014a)

Jahr gebraucht hätte, um das ganze Repertoire der niederländischen Karlsepiik darzubieten.

Unter den zwanzig einwandfrei belegten niederländischen Karlsepen gibt es neben *Karel ende Elegast* drei weitere, von denen wir uns eine genauere Vorstellung machen können. *Renout van Montalbaen*, *Malegijs* und *Ogier van Denemerken* sind im späten 15. Jahrhundert am Hof der Pfalzgrafen am Rhein zu Heidelberg auf Interesse gestoßen. Irgendjemand, den wir heute nicht mehr identifizieren können, wollte diese Werke gerne in seinem (oder ihrem) Bücherregal stehen haben. Zu diesem Zweck trieb er (oder sie) die Texte auf und ließ Kopien davon anfertigen. *Renout van Montalbaen* blieb erhalten in der Handschrift Heidelberg, Universitätsbibliothek Cpg 399, *Malegijs* in Cpg 315. Beide zusammen sind zusätzlich überliefert in Kodex Cpg 340. Handschrift Cpg 363 schließlich enthält *Ogier van Denemerken* und gibt in einem sog. Kolophon am Schluss wichtige Informationen über sich selbst preis. Das Buch wurde am 9. Februar 1479 von einem Schreiber namens Ludwig Flugel vollendet. Die anderen Kodizes scheinen geringfügig älter zu sein, aber alle entstanden vermutlich in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts. Der Text des *Renout van Montalbaen* wurde bereits im 19. Jahrhundert veröffentlicht (Pfaff 1885; Nachdruck Amsterdam 1969).¹ Es dauerte anschließend noch mehr als ein Jahrhundert, bis die beiden anderen Werke ebenfalls in voller Länge der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. 2000 erschien der *Malegijs* (Haase e.a. 2000) und 2002 der *Ogier* (Weddige 2002).

Die Editionen des *Malegijs* und des *Ogier* wurden 2002 anlässlich des 80. Geburtstages von Gilbert de Smet, dem diese Texte zeitlebens sehr am Herzen gelegen haben, von der Koninklijke Academie voor Nederlandse Taal- en Letterkunde noch einmal besonders ins Rampenlicht gerückt (De Schutter/Goossens 2002). Seitdem ist es sowohl von niederlandistischer als auch von germanistischer Seite erstaunlich still um sie geworden. Wahrscheinlich liegt das daran, dass beide Texte immer noch schwer zugänglich sind, was nur zum Teil damit zu tun hat, dass beide Editionen sehr kostspielig und nur in wenigen Bibliotheken zu finden sind. Abgesehen von einer Rezension (Berteloot 2004) bekamen die Ausgaben, insbesondere der *Ogier*, den wir hier in den Mittelpunkt rücken wollen, so gut wie keine Aufmerksamkeit. Auch die Literaturgeschichtsschreiber behandeln die Texte nach wie vor stiefmütterlich. Frits van Oostrom, um nur den jüngsten in einer langen Reihe zu nennen, widmet den fast 24.000 Versen des *Ogier* zusammengerechnet nur etwa eine gute halbe Textseite, während er für *Karel ende Elegast* mehr als sieben Seiten, einschließlich einer ganzseitigen Abbildung, reserviert (Van Oostrom 2006, 234–241). Wenn wir alle Informationen zum Thema *Ogier* zusammentragen, die Van Oostrom an fünf verschiedenen Stellen aufführt (Van Oostrom 2006, 243, 245, 318 u. 322), dann erfahren wir Folgendes: (1.) Von dem Epos sind nur einige hundert Verse überliefert. (2.) Das Werk ist dem *Cycle des Barons révoltés* (den sog. Rebellen- oder Empörerepen) zuzuord-

1 Berteloot 2012–2014, Nr. 7: De heren Capartz en Thomarink.

nen und (3.) besteht aus zwei Teilen, die möglicherweise von zwei verschiedenen Autoren stammen, wobei der zweite Teil von einer adligen Dame in Flandern in Auftrag gegeben worden ist und eine *Continuation* (Fortsetzung) darstellt, in der wir den Titelhelden Ogier als Greis kennenlernen. (4.) In dem Roman wird Ogiers Sohn wegen einer verlorenen Schachpartie von Karls Sohn Charloot erschlagen, und (5.) die Geschichte enthält burleske Episoden, wie etwa eine Szene, in der Ogier von einer alten Frau zu Fall gebracht wird, indem sie ihm mitten in einem Kampfgeschehen eine Schüssel Trockenerbsen vor die Füße kippt, so dass er das Gleichgewicht verliert und anschließend in Gefangenschaft gerät. Implizit können wir aus der Tatsache, dass der *Ogier* ausschließlich in Band 1 der neuen Literaturgeschichte zur Sprache kommt, auch schließen, (6.) dass das Werk dem 13. Jahrhundert zuzurechnen ist.

Mit diesem Beitrag wollen wir versuchen nachzuweisen, dass *Ogier van Dene-merken* zu Unrecht vernachlässigt wird. Eine eingehende Studie der Heidelberger Handschrift und ihres Textes macht aus dem bislang nahezu unbekannten Werk das am besten dokumentierte niederländische Karlsepos.

2. Eine enttäuschende Textausgabe

Die Edition von Hilkert Weddige (2002) hat es nicht vermocht, den *Ogier* ins Blickfeld der Literaturhistoriker zu bringen. Kaum einer scheint das Buch überhaupt gelesen zu haben. Obwohl Weddiges Ausgabe den ungewöhnlich schwierigen Text der Handschrift recht gut wiedergibt, scheint der Versuch misslungen zu sein, ihn für moderne Leser, seien sie Germanisten oder Niederlandisten, zugänglich zu machen. Der Grund dafür liegt wohl in der engen Auslegung der selbst gewählten editorischen Prinzipien des Herausgebers. Er hegt den Grundsatz, dass es „[b]ei der Herstellung des Textes“, d.h. bei der Edition, darauf ankommt, die „authentische Mischform zu wahren, ohne die Grenze zur Rückübersetzung ins Niederländische oder zur ‚Weiterdichtung‘ an einer – hier eben nicht konsequent realisierten – deutschen Fassung zu überschreiten“ (Weddige 2002, LXXIX). Dem kann man zwar bedenkenlos zustimmen, aber das enthebt den Editor nicht von der Verpflichtung, den sperrigen Text für ein interessiertes Publikum auch auf eine plausible Weise verständlich zu machen. Trotz einer umfangreichen Einleitung, eines ausführlichen Fußnotenapparats, einer Namenliste und eines Glossars ist ihm genau das nicht gelungen. Welche Rolle das Problem der Übersetzung vom Niederländischen ins Deutsche dabei spielt, wollen wir gleich erörtern. Vorher müssen wir noch einmal zurückgehen in die Niederungen des editorischen Handwerks.

Man darf voraussetzen, dass der Herausgeber eines Textes diesen in allen Einzelheiten kennt und sich über jedes Detail die nötigen Fragen gestellt hat. Das ist bei Weddige aber bedauerlicherweise nicht der Fall. Wir greifen die zwei gravierendsten Beispiele heraus. Beim Lesen der Geschichte stutzt man heftig bei Vers 5436. Hier tauchen mitten in der Erzählhandlung gewissermaßen aus dem Nichts Boten auf, die Karl der Große ausgesandt hat, und von denen erzählt wird, dass sie ihre Aufgabe gut erfüllen. Dieser merkwürdige Bruch

in der Geschichte ist auch dem Herausgeber nicht entgangen, denn in der Fußnote schreibt er dazu: „Abrupte Einführung der Boten; ein Stück über deren Aussendung fehlt.“ (Weddige 2002, 152 Anm.) Mehr Kommentar gibt es dazu nicht. Stutzen tut der aufmerksame Leser ein weiteres Mal bei den Versen 18.498 und 18.521. In Vers 18.498 lässt ein Sarazene namens Herpijn sich sein Pferd bringen, während unmittelbar davor in den Versen 18.492–18.494 erzählt wurde, dass ihm sein Pferd gebracht worden und dass er aufgestiegen sei. In Vers 18.521 heißt es dann erneut, dass er sein Pferd besteigt. Diesmal verrät keine Fußnote, dass der Herausgeber diese Widersprüche gemerkt, geschweige, dass er sich irgendwelche Gedanken darüber gemacht hat. Was ist los?

Studiert man beide Stellen genauer, dann stellt sich heraus, dass der Herausgeber seinen Lesern den Text nicht vermitteln konnte, weil er ihn selber an vielen Stellen nicht verstanden hat. Wer genau liest und einige Erfahrung mit der Überlieferung mittelalterlicher Texte besitzt, merkt ganz schnell, dass im ersten Beispiel vor Zeile 5436 das Stück über die Aussendung der Boten keineswegs fehlt. Vielmehr findet man in den Zeilen 5470 bis 5489 genau das, was vor Vers 5436 hätte stehen sollen, nämlich die Mitteilung, dass Karl der Große Boten auswählt und sie zu seinen Pairs schickt. Bei genauerem Hinsehen stellt man fest, dass aus dem Text nichts verschwunden ist, sondern dass der Textblock 5436 bis 5461 eigentlich hinter den Versen 5462 bis 5489 hätte stehen sollen. Exakt auf die gleiche Art und Weise lassen sich die Ungereimtheiten in den Versen 18.498 und 18.521 erklären. Auch hier müsste der Textblock 18.468–18.496 hinter statt vor den Versen 18.497–18.520 stehen. Die Verse 18.521–18.523 schließen nicht nur an 18.494–18.496 an, sie sind sogar fast eine wortwörtliche Wiederholung derselben.²

So etwas nicht zu merken, ist für den Herausgeber eines Textes ein unverzeihlicher Fehler. Aber in unserem Fall wurde durch das Übersehen der doppelten Umstellung nicht nur zweimal der Textzusammenhang verstört, sondern dem Herausgeber entgingen dadurch gleichzeitig wichtige kodikologische Informationen, die die Heidelberger Handschrift für den aufmerksamen Leser bereit hält. Bei genauerem Hinsehen sind in den beiden beschriebenen Fällen jeweils zwei Textblöcke von etwa 26 Zeilen ausgetauscht worden. So etwas ist in mittelalterlichen Handschriften nicht unbekannt. Es passiert z.B. wenn die Vorlage eines Kopisten eine Lage enthält, in der das Doppelblatt in der Mitte falsch eingebunden wurde. Dann verschiebt sich in der Kopie der Text eines ganzen Blattes so wie wir es in der Heidelberger Handschrift beobachten können. Hier muss aber etwas anderes stattgefunden haben. 26 Zeilen erscheinen etwas wenig für ein ganzes Blatt. Wenn Flugels Vorlage lediglich 26 Zeilen pro Blatt enthalten hätte, dann ergibt eine kleine Rechnung, dass dieses Buch mit seinen 23.731 Zeilen 912 Blätter bzw. 1824 Seiten dick gewesen wäre. Das ist ziemlich unwahrscheinlich. Die Heidelberger Handschrift ist mit 420 Blättern bzw. 840

2 Für eine ausführliche Behandlung dieser Verschiebungen siehe Berteloot 2012–2014, Nr. 16: Zesentwintig verdwaalde verzen und Nr. 25: Meer verdwaalde verzen.

Seiten selber schon ein stattliches Buch.³ Die Zahl der Zeilen pro Seite variiert etwas. Sie schwankt zwischen 27 bis 32, pro Blatt also zwischen 54 bis 64 Zeilen. Wenn in einer Handschrift 26 Zeilen vertauscht worden sind, dann handelt es sich also vermutlich nicht um ein ganzes Blatt, sondern lediglich um eine Seite. Aber wie können etwa Vorder- und Rückseite eines Blattes in einem Buch vertauscht werden? Da Einzelblätter in gebundenen Büchern die Ausnahme sind, entsteht die Vermutung, dass ein solcher Fehler nur an einer Stelle im Überlieferungsprozess eines Textes passieren kann, und zwar im Manuskript des Verfassers selber, vorausgesetzt er schrieb seinen Text auf Einzelblättern mit je 26 Zeilen auf Vorder- und Rückseite. Wenn dann in diesem Stapel von etwa 456 Blättern zwei Bögen seitenverkehrt gelegen haben, dann geschieht genau das, was die Heidelberger Handschrift zeigt.

Die zweifache Umkehrung zweier Textblöcke in der Heidelberger Handschrift sagt auf jeden Fall etwas über die Vorgeschichte des *Ogier van Denemerken* aus. Sie nicht zu bemerken, ist ein Fehler, den ein Texteditor sich nicht erlauben darf.

3. Das Übersetzungsproblem

Wichtiger noch als das Übersehen von zwei Textverschiebungen ist allerdings die Tatsache, dass es Weddige nicht gelungen ist, seinen Text den Lesern zugänglich zu machen. Diesem Debakel liegt ein schwerwiegendes uraltes Missverständnis zugrunde. Einerseits zitiert Weddige widerspruchslös die Ansicht Harmut Beckers, dass der Schreiber des Heidelberger *Ogier* „keinerlei Ehrgeiz [hatte], mehr und Besseres zustande zu bringen als eine schlichte, fast mechanisch zu nennende Wort-für-Wort-Umsetzung des mnl. Textes“ (Weddige 2002, LXXIX nach Beckers 1987, 239). Andererseits beharrt er selber auf den Begriff „Wort-für-Wort-Übersetzung“ (Weddige 2002, LXXV) und widmet er ein ganzes Kapitel seiner Einleitung dem sog. „Übersetzungsverfahren“ (Weddige 2002, LXXV-LXXVIII). Weddiges hartnäckiges Festhalten an der Überzeugung, dass es sich bei dem Heidelberger *Ogier* um eine ‚Übersetzung‘ aus dem Niederländischen handelt, ist letztlich der Grund für das Scheitern seiner Bemühungen.

Die Entstehung einer Grenze zwischen dem Niederländischen und dem Deutschen hat mit der frühen Nationalstaatenbildung und mit der Entwicklung der beiden Standardsprachen zu tun. Davor existierte in den Köpfen der Bewohner der ‚Germania‘ das Bewusstsein eines Sprachkontinuums von der Nordsee bis zu den Alpen. Kaum einer hat das so deutlich in Worte gefasst wie der Konstanzer Ulrich Richental. Dieser Sohn eines Stadtschreibers machte sich während des Konstanzer Konzils (1414–1418) daran, zu zählen, wie viele Sprachen in seiner Stadt gesprochen wurden, wobei er sämtliche Sprachen der Germania als eine Einheit betrachtete, da seiner Meinung nach die Flamen, die Kölner und die

3 Für die kodikologischen Daten zur Heidelberger Handschrift siehe Weddige 2002, XI – XIV.

Oberbayern sich ja gegenseitig verstehen können (Keupp/Schwarz 2013, 138–141). Sogar größere Sprachbarrieren wie die zweite Lautverschiebung stellten in diesem Kontinuum keine ernst zu nehmende Grenze dar, schließlich bildete selbst diese nicht eine einzige hohe Schwelle, sondern eine allmähliche Abfolge von vielen kleinen Stufen. Dass das Ausmaß der Verständlichkeit im umgekehrten Verhältnis zur zunehmenden Entfernung stand, und dass das große Kontinuum in viele kleine Lokal- und Regionalsprachen aufgeteilt war, wird auch damals bekannt gewesen sein, aber das schmälerte keineswegs die Überzeugung, dass man es in diesem ganzen Gebiet mit ein und derselben Sprache, die man ‚Dietsch‘, ‚Duutsch‘ oder ‚Deutsch‘ nannte, zu tun hatte. Und da man innerhalb einer Sprache nicht übersetzen kann – es sei denn, dass man zwischen internem und externem Übersetzen unterscheidet – ist Übersetzen aus dem Niederländischen ins Deutsche nach mittelalterlicher Vorstellung nicht nur unnötig, sondern schlicht unmöglich.

Wer sich im 15. Jahrhundert in Heidelberg für den niederländischen *Ogier van Denemerken* interessierte, brauchte also keinen Übersetzer, sondern lediglich eine Vorlage und einen Abschreiber. Weddige irrt in der Annahme, dass Ludwig Flugel eine deutsche Übersetzung des niederländischen *Ogier* kopiert habe. Die rheinfränkische Versübersetzung, die Weddige postuliert,⁴ hat es nie gegeben. Flugel bekam eine niederländische Handschrift des *Ogier* in die Hand gedrückt mit dem Auftrag, eine Abschrift davon anzufertigen. Dass er am Ende sogar der Meinung war, diese Aufgabe nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt zu haben, beweist die Tatsache, dass er das Buch mit seinem Namen signiert hat: „Completum per me Ludwicum Flugel“.⁵

Noch abgesehen von der Tatsache, dass das Übersetzen vom Niederländischen ins Deutsche rein theoretisch unmöglich war, lässt sich auch unschwer beweisen, dass Ludwig Flugel weder die Fähigkeit noch die Absicht hatte, eine Übersetzung im modernen Sinne zustande zu bringen.

Unfähig zum Übersetzen war Flugel, weil ihm dazu die nötigen Niederländischkenntnisse fehlten. Zahlreiche simple Wörter wie z.B. ‚(ont)halen‘, ‚pauz‘ und ‚pape‘ waren ihm nicht geläufig. Gelegentlich interpretierte er ihm unbekannte Wörter als Eigennamen: in Vers 22.151 wird ‚namaels‘ zu ‚Namels‘, dem Namen eines der Pairs Karls des Großen. Ob er das Schimpfwort ‚tonharinc‘ (Fasshering) in Vers 5031 als ‚Thomarink‘ umgedeutet und ‚cappartz‘ (Kapuzenträger) in Vers 7751 ebenfalls als einen Eigennamen verstanden hat, lässt sich nicht einwandfrei mehr feststellen. Anscheinend hat er die Frage offen gelassen und Weddige die Kastanien aus dem Feuer holen lassen.⁶ Im Nie-

4 „1479 wird im deutschen Einzugsgebiet der niederländisch-französischen Karlsepik die Niederschrift einer deutschen ‚Ogier‘-Versübersetzung abgeschlossen“ (Weddige 2002, XLIX) und „Flugels saubere Abschrift mit nur wenigen handschriftlichen Korrekturen lässt die Vermutung zu, dass er sich eng an eine Vorlage hielt, deren Schreibsprache wie die des Cpg 363 wohl auch eine rheinfränkische war.“ (Weddige 2002, XVII).

5 Handschrift Heidelberg, Universitätsbibliothek Cpg 363, F. 405r.

6 Berteloot 2012–2014, Nr. 7: De heren Capartz en Thomarink.

derländischen gängige französische Lehnwörter wie ‚pelgrimage‘ (21.069) oder ‚toutefoys‘ (18.579) waren ihm unbekannt.⁷ Typisch niederländische Satzkonstruktionen wie etwa Konzessivsätze mit einleitendem ‚al‘ vermochte er nicht zu deuten. Wen wundert’s, dass Transfer die Technik *par excellence* war, mit der Flugel seine ganzen Probleme zu überwinden versuchte. Das führt zu Interferenzfehlern wie ‚ob‘ für nl. ‚op‘ (Vers 8091) oder ‚arbeitender‘ für nl. ‚arwete‘ (Erbse, Vers 21.270).⁸ Besonders die für das Mittelniederländische so typischen enklitischen Formen machten ihm das Leben schwer. So konnte es passieren, dass er die Verbindung ‚diser‘ (das Eisen, gemeint ist eine eiserne Speerspitze) als das Demonstrativpronomen ‚dieser‘ fehlinterpretierte.⁹ Allerdings sind solche Fehler nur selten nachweisbar, da Flugel sein Unvermögen geschickt zu kaschieren wusste. Indem er tat, als gäbe es kein Problem, wälzte er regelmäßig die Schwierigkeiten auf seine Leser ab. Weddige wurde daraufhin unzählige Male sein wichtigstes Opfer.

Dass Flugel auch gar nicht die Absicht hatte, zu übersetzen, kann man aus seinem Verhalten ableiten. Obwohl er manchen Irrtum im Laufe seiner Arbeit einsah – er kam z.B. auf die Dauer dahinter, dass das niederländische Wort ‚paus‘ nicht ‚böse‘, sondern ‚Papst‘ bedeutet – machte er sich nie die Mühe, die alten Fehler zu beseitigen (mehr Beispiele in Berteloot 2011). So etwas gehört nicht zur Arbeitsweise eines Übersetzers, auch nicht im Mittelalter. Es ist aber das ganz typische Verhalten eines Kopisten. Dessen Aufgabe war es nicht, seinen Text zu verstehen, sondern lediglich ihn sauber abzuschreiben, nach Möglichkeit ohne Streichungen und Änderungen. Es wundert denn auch nicht, dass man einen Großteil der flugelschen Fehler als typische Lesefehler identifizieren kann. Nicht weniger als dreißig Mal interpretiert er nl. ‚mi‘ als ‚nu‘ und sieben Mal ‚nu‘ als ‚mich‘ oder ‚mir‘. An zahllosen Stellen liest er ein ‚n‘ als ein ‚u‘ (heute ‚v‘: ‚nacht‘ wird ‚vacht‘ und ‚noet‘ wird ‚voet‘), ein ‚c‘ als ein ‚t‘ (‚coren‘ wird ‚toren‘ und ‚scerne‘ wird ‚sterne‘), ein ‚s‘ als ein ‚l‘ (‚sage‘ wird ‚lage‘ und ‚besetten‘ wird ‚beletten‘) usw., wodurch eine Vielzahl von Wörtern bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet wird.¹⁰ Wir können von Glück reden, wenn Flugel es dabei bewenden lässt, Wörter, die er nicht begreift, mit den unvermeidlichen Lesefehlern abzuschreiben. Meist jedoch versucht er dem Ganzen noch einen Sinn abzugewinnen, was oft völlig in die Irre führt. Ein schillerndes Beispiel ist Vers 13.242, wo aus ‚sal men‘ („wird man“) im Handumdrehen „Psalmen“ entsteht, was im Kontext passt wie die Faust aufs Auge. Zu allem Überfluss ist dem Herausgeber nichts daran aufgefallen.

Flugels Auftraggeber, ob es sich um einen Mann oder um eine Frau gehandelt hat, lassen wir hier dahingestellt sein, hat seinem Schreiber keineswegs eine Übersetzung abverlangt. Er verfügte vorübergehend über eine niederländische

7 Berteloot 2012–2014, Nr. 26: Tontonoy en andere Franse woorden.

8 Berteloot 2012–2014, Nr. 19: Vluchtende dieren en vlijtige erwten.

9 Berteloot 2012–2014, Nr. 5: Dodelijk demonstratief pronomen.

10 Mehr Beispiele in Berteloot 2012–2014, Nr. 22: Leesfouten.

Ogier-Handschrift und gab einem seiner Schreiber den Auftrag, eine Kopie davon anzufertigen. Dass er stattdessen nicht einen Übersetzer engagierte, liegt nicht an seiner Sparsamkeit, sondern entspricht voll und ganz der damaligen Sprachauffassung, dass es sich beim Niederländischen, anders als beim Französischen oder dem Lateinischen, nicht um eine Fremdsprache, sondern um eine regionale Varietät der eigenen Sprache handelte. Wie groß die Unterschiede innerhalb des Sprachkontinuums der Germania wirklich waren, hat Flugel daraufhin auf Schritt und Tritt erfahren. Jede Seite in seinem Manuskript zeugt von seinem mühseligen Ringen mit dem Text und von seinen zahlreichen manchmal verzweifelten, manchmal halbherzigen, oft abgebrochenen Versuchen, seiner Vorlage einen Sinn abzutrotzen und diesen in seinem eigenen lokalen Idiom wiederzugeben. Obwohl er sich voll und ganz der Unzulänglichkeit seiner Bemühungen bewusst gewesen sein muss, hat ihn das jedoch am Ende nicht davon abgehalten, seinen Namen darunter zu schreiben. Er hatte seine Aufgabe schließlich auch im vollen Umfang erfüllt. Obwohl er seine Vorlage nur lückenhaft verstand, hat er sie abgeschrieben und dabei entsprechend den Gepflogenheiten seiner Zunft seinen Quelltext streckenweise nach Gutdünken seinem eigenen Idiom angepasst. Dabei nahm er sich die Freiheit gelegentlich Wörter, manchmal auch halbe oder ganze Zeilen einfach so zu belassen, wie sie waren. Da er ‚nur‘ der Abschreiber war, war er in keiner Weise für den Inhalt, für die Verständlichkeit oder auch nur für die grammatikalische Korrektheit seines Textes verantwortlich. Flugel hatte weder den Auftrag noch die Absicht aus dem vorliegenden niederländischen Text eine deutsche Dichtung zu machen, die qualitätsmäßig einen Platz im Kanon der mittelhochdeutschen Literatur verdient hätte.

Führt man sich diesen Entstehungsprozess der Handschrift Cpg 363 vor Augen, dann ist klar, dass der Begriff ‚Übersetzen‘ als Bezeichnung für Flugels Tätigkeit gänzlich ungeeignet ist. Sogar der Terminus ‚Umsetzung‘, den Hartmut Beckers dafür verwendet, ist für diese Vorgehensweise nur bedingt tauglich. Flugel führte einen Kopierauftrag aus und lieferte am Ende ein stattliches und sauber ausgeführtes Buch ab. Dass es voller Ungereimtheiten stand und zum großen Teil ungenießbar, wenn nicht sogar unlesbar war, muss er selber gewusst haben, aber es hat ihn anscheinend nicht gekümmert. Das alles nährt die Vermutung, dass Flugels Buch nicht wirklich zum Lesen oder Vorlesen bestimmt war, sondern nur dazu diente, auf würdige Weise mit einem stattlichen Band die Abteilung Karlsepen in der fürstlichen Bibliothek zu ergänzen.¹¹ Das könnte auch erklären, warum das Heidelberger Manuskript abgesehen von einigen bibliothekstechnischen Vermerken bis zum heutigen Tag völlig unbenutzt aussieht und so gut wie keine Gebrauchsspuren aufweist (Weddige 2002, XII–XIII).

11 Auch Weddige fragte sich bereits angesichts der von ihm konstatierten „Fahrlässigkeit“ der Kopie: „Waren Leser oder Hörer so gleichgültig, weil die Handschrift ohnehin nur eine repräsentative Bibliothek vermehren sollte?“ (Weddige 2002, LXXVIII).

Wenn man Flugels Text nicht als Übersetzung, sondern als eine ambitionslose und unzulängliche Kopie versteht, wird klar, warum Weddige mit seiner Edition gescheitert ist. Die angestrebte exakte Wiedergabe des handschriftlichen Textes ist zwar ein unentbehrlicher erster Schritt, aber Flugels Text ergibt nur dann einen Sinn, wenn man sich unerlässlich fragt, was der Abschreiber in seiner Vorlage gelesen haben könnte. Auf diesem Wege besteht die Chance, Flugels Lese- und Interferenzfehler auszublenden und zu dem ursprünglichen Sinn (einen anderen gibt es nicht!) zurückzugelangen. Allerdings muss man dazu mit dem Deutschen und dem Niederländischen gleichermaßen gut vertraut sein und sich auskennen mit den Fehlern, die deutschsprachigen Lernern des Niederländischen auch heute noch unterlaufen. Wenn man diese nicht erkennt, läuft man Gefahr, Flugels Text zu hoch zu schätzen und in den zahlreichen Ungereimtheiten stecken zu bleiben. Da Weddige den Rückgriff auf die niederländische Vorlage nur gelegentlich und nicht systematisch vornimmt und bei der Rekonstruktion derselben die nötigen Kenntnisse sowohl des mittelalterlichen als auch des modernen Niederländischen vermissen lässt, war sein Vorhaben von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Weddige ist am laufenden Band in jene Fallen getappt, die Flugel geschickt zu umgehen wusste, indem er sie seinen ebenfalls niederländischunkundigen Lesern zuschob. Es wundert deswegen nicht, dass dem Editor „auch jetzt noch manches von dem, was man am Morgen verstanden zu haben glaubte, am Abend schon wieder unsicher“ zu sein schien (Weddige 2002, VII). Wer den *Ogier* verstehen will, dem bleibt meist nichts anderes übrig, als Weddiges Eingriffe und Interpretationen zu ignorieren und aus dem, was Flugel heil gelassen hat, mühsam Zeile für Zeile und Wort für Wort den niederländischen Quellentext zu rekonstruieren (vgl. Berteloot 2012–2014a). Wer sich diese Mühe macht, bekommt am Ende nicht nur einen sehr ansprechenden Text, sondern erfährt auch jede Menge Einzelheiten über dessen Hintergründe.

4. Ein zyklisches Epos

Wie nahezu alle niederländischen Karlsepen hat auch *Ogier van Denemerken* ein französisches Vorbild. Es handelt sich um ein umfangreiches Erzählwerk mit dem Titel *Ogier de Danemarche* bzw. *Ogier le Danois*.¹² Dieser französische Text ist ein Zyklus, der aus zwei Hauptteilen besteht, denen später einige Fortsetzungen (sog. *Continuations*) angehängt wurden. Im ersten Teil, den sog. *Enfances Ogier*, lernt man den Titelhelden als jungen Mann kennen; im zweiten Teil, der sog. *Chevalerie Ogier*, werden seine Heldentaten als Erwachsener berichtet. Eine der *Continuations* erzählt außerdem von einer Pilgerfahrt Ogiers in den Orient, eine andere von seinem Kampf mit einem jüngeren Nachfahren des Sarazenen Broyier, den er zuvor in erster und zweiter Generation besiegt hatte. Die historischen Wurzeln der Geschichte gehen in die Zeit Karls des Großen

¹² In einer jüngeren Bearbeitung entwickelte sich der Roman in Dänemark später zum Nationalepos ‚Holger Danske‘.

zurück, aber als literarische Gestalt erscheint Ogier erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Der Stoff wurde im Französischen mehrfach überarbeitet und umgestaltet, u.a. um 1275 von Adenet le Roi, dem Hofdichter des Grafen von Flandern, für die damalige französische Königin Maria van Brabant.¹³

Die Heidelberger Handschrift Cpg 363 spiegelt die Struktur des französischen Vorbilds wieder. Auch dieses Buch ist im Kern zweigliedrig. Die Zeilen 1–4135 entsprechen den französischen *Enfances Ogier*. Einem Hinweis in Vers 4205 folgend, nennen wir diesen Teil *Ogiers kintsheit*. Es wird erzählt, dass der Junge Ogier sich als Geisel am Hof Karls des Großen aufhält. Nachdem Ogiers Vater Gottfried einige Gesandten, die Karl zu ihm geschickt hatte, auf schändliche Weise misshandelt hat, will Karl diesen Übergriff bestrafen, indem er die Geisel hinrichten lässt. Später stellt sich heraus, dass Ogiers Stiefmutter Gottfried zu dieser Schandtat veranlasst hat mit dem Ziel, Ogier aus dem Weg zu räumen, um die Herrschaft in Dänemark für ihre eigenen Söhne zu sichern. Ogiers Verwandte versuchen indes auf Karl einzureden, um die Hinrichtung zu verhindern, aber am Ende rettet die Eroberung Roms durch die Sarazenen, die Karls ganze Aufmerksamkeit und militärischen Einsatz fordert, der Geisel das Leben. In der Schlacht um Rom tut Ogier sich anschließend so heldenhaft hervor, dass Karl am Ende nichts anderes übrig bleibt, als den jungen Mann zu begnadigen und ihn sogar zum Ritter zu schlagen.

Der zweite Teil, *Ogiers outhet*,¹⁴ entspricht der *Chevalerie Ogier*, integriert jedoch gleichzeitig die bereits erwähnten zwei *Continuations* bzw. deren Kern. Nach dem Tod Gottfrieds erhält Ogier von Karl Erlaubnis, sein Erbe in Dänemark in Besitz zu nehmen. Karl verlangt jedoch erneut eine Geisel an Ogiers statt. Dieser vertraut ihm bei der Abreise seinen eigenen Sohn Boudijn (Balduwin) an. Während Ogier seine beiden Halbbrüder, die auf Betreiben seiner Stiefmutter versuchen, ihm den Weg nach Dänemark abzuschneiden, besiegt und anschließend den Treueschwur seiner dänischen Vasallen entgegennimmt, entwickelt sich am Hofe Karls ein Eifersuchtsdrama zwischen Karls Sohn Charloot und Boudijn, der Charloot in allem überlegen ist. Mit der Unterstützung einiger Verräter schlägt Karls Sohn Boudijn mit einem Schachbrett tot. Nach seiner Rückkehr aus Dänemark verlangt Ogier von Karl, dass ihm Charloot ausgeliefert wird, um seine gerechte Strafe zu bekommen. Karl ist zu allem bereit, nur nicht zur Auslieferung seines Kindes. Daraufhin verlässt Ogier den Hof und wendet sich an die Sarazenen, um mit ihrer Hilfe Karl anzugreifen und ihn zur Übergabe Charloots zu zwingen. Der Krieg geht schlecht aus für die Sarazenen und Ogier kann sich nur mit knapper Not in Sicherheit bringen. Auf der Flucht wird er von Bischof Tulpijn gestellt und gefangen genommen, jedoch mit dem Versprechen, dass er nicht an Karl ausgeliefert wird.

Während Ogier jahrelang im Gefängnis schmachtet und von der Umwelt allmählich vergessen wird, formieren die Sarazenen sich neu und ziehen ein

13 Mehr zur französischen Vorlage siehe Weddige 2002, XXXVI–XL.

14 Der Titel ist Vers 4.232 entnommen.

weiteres Mal in den Krieg gegen Karl. Ihrem Anführer, Broyier, ist prophezeit worden, dass er von niemand außer Ogier besiegt werden kann, und da er davon ausgeht, dass Ogier nicht mehr lebt, ist er siegesgewiss. Karl gerät in dem Krieg so stark in Bedrängnis, dass er sich gezwungen sieht, Ogier zur Hilfe zu rufen und ihn aus der Gefangenschaft zu entlassen. In seiner Not bleibt ihm nichts anderes übrig, als Ogiers Forderung nachzugeben und ihm Charloot auszuliefern. Als Ogier Charloot seiner gerechten Strafe zuführen will, greift buchstäblich im letzten Moment ein Engel Gottes in das Geschehen ein und verhindert die Hinrichtung Charloots. Für den Verzicht auf die Rache erhält Ogier von Gott die Zusicherung, dass er fortan unbesiegbar sein und erst dann sterben wird, wenn er das selber möchte. Auch von Karl wird Ogier reichlich belohnt in der Hoffnung auf seine Unterstützung im Sarazenenkrieg. Dieser Handlungsstrang endet mit einem heldenhaften Zweikampf, in dem Ogier Broyier sr. besiegt, und mit der Vertreibung der Sarazenen aus Karls Reich. Um Buße dafür zu tun, dass er einen Krieg gegen die Christenheit angezettelt und sich mit den Heiden verbündet hat, unternimmt Ogier anschließend eine Pilgerfahrt nach Rom und in den Nahen Osten, wo er erneut in Gefangenschaft gerät und anschließend befreit wird (Verse 20.975 bis 23.678). Am Ende wird in den Zeilen 23.679 bis 23.724 fast im Telegrammstil noch von einem Kampf Ogiers mit einem Nachfahren Broyiers und von Ogiers Tod berichtet. Auf diese Art und Weise integriert *Ogiers outhet* noch zwei der französischen *Continuations*.

Während *Ogiers outhet* mit den beiden *Continuations* eine Einheit bildet, werden die beiden Hauptteile des Heidelberger Zyklus von je einem Prolog eingeleitet, was ihre jeweilige Eigenständigkeit deutlich hervorhebt. Das Vorwort zu *Ogiers kintsheit* ist eher konventionell. Die Zuhörer, heißt es dort, haben schon viele Geschichten über König Artus und seine Ritter gehört, aber die nachfolgende Erzählung über Ogier sei bislang noch nie erzählt worden. Der Prolog zu *Ogiers outhet* (Zeilen 4137–4234) hingegen klingt viel persönlicher und enthüllt interessante Daten zur Genese des Textes. Eines Tages sei der noch sehr junge Dichter zu Gast gewesen bei einem literarischen Kreis adliger Damen in Flandern. Jeder der anwesenden Dichter habe dort etwas vorgetragen. Als er an der Reihe war, wollte man ihn seiner Jugend wegen verschonen, aber eine der Damen forderte ihn dennoch auf, eine Geschichte zu erzählen. Er habe daraufhin *Ogiers kintsheit* vorgetragen, was besonders bei dieser einen Dame Beifall fand. Auf ihre Frage, ob es denn nicht noch mehr über diesen Ogier zu lesen gäbe, habe er ihr mitgeteilt, es gäbe noch weitere Geschichten in französischer, aber nicht in niederländischer Sprache. Daraufhin habe ihm die Dame den Auftrag erteilt, für sie die Fortsetzung der Geschichte zu schreiben. Diesen Wunsch habe er erfüllt.

Bedauerlicherweise verrät diese Anekdote, die einen sehr realistischen und glaubwürdigen Eindruck macht, die Namen der Auftraggeberin und des Verfassers nicht. Wenn man ihr Glauben schenkt, stellt sich jedoch heraus, dass sie tatsächlich als zuverlässiger Wegweiser zu Autor und Mäzenin taugt. Bevor wir uns diesem Thema widmen, müssen wir uns aber zunächst noch einmal mit der Überlieferung des niederländischen *Ogier* beschäftigen.

5. Drei weitere Handschriften

Neben der Heidelberger Handschrift Cpg 363 sind Fragmente von drei weiteren niederländischen Handschriften des *Ogier* erhalten geblieben. Zwei davon werden heute in der Königlichen Bibliothek in Brüssel aufbewahrt.¹⁵ Die darin überlieferten Textbrocken stammen aus den *Enfances Ogier* und sind deutlich mit dem Heidelberger Text verwandt, ohne damit identisch zu sein. Die beiden Handschriften sind dem sprachlichen und kodikologischen Befund nach am Anfang des 14. Jahrhunderts in Flandern entstanden, der Text könnte schon aus dem 13. Jahrhundert stammen. Außerdem gibt es noch Fragmente einer weiteren Handschrift, die in der Universitätsbibliothek Leuven und in der Bibliotheka Jagiellonska zu Krakau aufbewahrt werden.¹⁶ Auch dieses Manuskript stammt aus Flandern und wurde am Anfang des 14. Jahrhunderts geschrieben. Inhaltlich gehört der Text zur *Chevalerie Ogier*, ohne jedoch – abgesehen von einigen Eigennamen – irgendwelche Berührungspunkte mit der Heidelberger Handschrift aufzuweisen.

Dieser Befund lässt mehrere Schlüsse zu. Zunächst beweist er, dass die beiden Hauptteile des französischen *Ogier de Danemarche* bereits am Anfang des 14. oder sogar noch im 13. Jahrhundert in Flandern ins Niederländische übersetzt worden sind. Aus der spärlichen Überlieferung kann man außerdem vorsichtig schließen, dass das Werk keine allzu große Verbreitung gefunden hat. Möglicherweise war es außerhalb Flanderns nicht bekannt. Drittens kann man sich fragen, ob die beiden Teile zu einer einzigen Übersetzung gehören, oder ob sie einzeln übersetzt und unabhängig voneinander kopiert worden sind. Abgesehen von der Heidelberger Handschrift enthält keines der bruchstückhaft erhaltenen Manuskripte nachweislich Verse aus beiden Teilen des *Ogier*-Zyklus, aber das kann der fragmentarischen Überlieferung geschuldet sein.

Aus Weddiges Einführung kann man ablesen, dass er offenbar nicht den geringsten Zweifel daran hegt, dass die drei alten Handschriften und der Heidelberger Kodex textlich zusammengehören. Nach seinem Modell wurde der gesamte Zyklus um 1300 aus dem Französischen ins Niederländische übersetzt, anschließend irgendwann vom Niederländischen ins Deutsche (Rheinfränkische) ‚übersetzt‘ und 1479 in Heidelberg von Flugel abgeschrieben. Nachdem wir festgestellt haben, dass es die deutsche Übersetzung nicht gibt, muss diese Überlieferungskette um ein Zwischenglied gekürzt werden: Die niederländische Übersetzung aus der Zeit um 1300 müsste dann auf irgendwelchen verschlungenen Wegen nach Heidelberg gelangt und dort um 1479 abgeschrieben worden sein.

Dieses gradlinige Modell liegt zwar auf der Hand, aber es erweist sich bei genauerem Hinsehen als zu simpel, weil es einige wichtige Erkenntnisse außer

15 Handschriften Brüssel, Koninklijke Bibliotheek IV 209,12 mit 160 Versen und 19581 mit 190 Versen.

16 Beide Handschriften ohne Signatur mit 179 bzw. 98 Versen.

Acht lässt. Der Text der beiden Brüsseler Handschriften ist zwar unverkennbar mit dem des Heidelberger Manuskripts verwandt, aber keineswegs identisch. Und der Text des Leuener/Krakauer Manuskripts kommt in der Heidelberger Handschrift überhaupt nicht vor. Letzteres könnte darauf hindeuten, dass *Ogiers outheit* nicht ein- sondern zweimal ins Niederländische übersetzt worden ist, wobei beide Male eine unterschiedliche französische Vorlage benutzt worden wäre. Aber wenn die niederländische Vorlage Flugels nicht identisch ist mit der *Ogier*-Übersetzung bzw. den *Ogier*-Übersetzungen aus der Zeit um 1300, wann und wo ist diese dann entstanden?

6. Verräterische Reime

Bei seinen Bemühungen um eine „möglichst eng der Vorlage folgende Wort-für-Wort-Übersetzung“ ist nach Auffassung Weddiges der „Umgang“ des *Ogier*-Übersetzers „mit den mnl. Reimen [...] das deutlichste Signal für das Streben nach Bewahrung des authentischen Textes“ (Weddige 2002, LXXV-LXXVI). Auch das ist eine Fehleinschätzung. Flugel kopierte seine niederländische Vorlage und passte sie gleichzeitig den Gepflogenheiten seiner Zunft folgend seinem eigenen Idiom an. Letzteres geht im Versinnen ziemlich leicht von der Hand, bei den Reimen jedoch wird das erheblich schwieriger. Gelegentlich lässt sich ein Reimpaar problemlos übertragen, aber häufiger führt ein Eingriff automatisch zum Verlust des Reimes. In dem Fall müsste der Abschreiber die nötige dichterische Kreativität aufbringen, um neue Reimpaare zu ersinnen. Da das weit über die Aufgabe eines Kopisten hinausgeht, wird dieser versuchen das Problem zu vermeiden. Die einfachste aber reichlich unbefriedigende Lösung ist, beide Reimwörter einfach beizubehalten und so zu tun, als gäbe es kein Problem. Hat man sich jedoch zu weit vorgewagt und das erste Wort bereits verändert, dann kann man sich notfalls auch mit unreinen Reimen und Assonanzen zufrieden geben.¹⁷ Das macht das Lesen eines solchen Textes allerdings nicht zu einem Vergnügen.

Wir können von Glück reden, dass Flugel kein großer Reimkünstler war, denn auf diese Art und Weise sind sehr viel Reimpaare aus der niederländischen Vorlage erhalten geblieben. Und in den Fällen, in denen er eingegriffen hat, sind die ursprünglichen Reimwörter oft mit einem hohen Maß an Wahrscheinlichkeit rekonstruierbar. Das ist für die Literaturgeschichte von großer Bedeutung, denn bekanntlich enthalten Reime wichtige Informationen über Herkunft und Datierung eines Textes. Das gilt im Prinzip für die Sprache des Textes überhaupt, aber im Versinnen sind Flugels Eingriffe meist so drastisch, dass darin vieles bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden ist. Die Frage, die wir uns stellen sollten, lautet also: Was enthüllen die noch vorhandenen oder rekonstruierbaren Reimpaare und das, was Flugel sonst noch von seiner niederländischen Quelle

17 Vgl. Weddige (2002, LXXVII): „Bei einem derart mechanischen Übersetzen entsteht eine Vielzahl unreiner Reime oder Assonanzen.“

übrig gelassen hat, bezüglich der Herkunft und der Datierung seiner Textvorlage? Es ist völlig unbegreiflich, warum Weddige nicht selber auf den Gedanken gekommen ist, diese Frage zu stellen.

Das Mittelniederländische ist keine Einheitssprache, sondern ein Konglomerat von regionalen Varietäten, die zwar von einer Schriftsprache überdacht werden, aber auch in dieser schriftsprachlichen Varietät noch deutlich regionale Unterschiede aufweisen. Dadurch ist es meistens möglich, geschriebene Texte aufgrund räumlich begrenzter Merkmale zu lokalisieren. Bei Reimen ist diese Eigentümlichkeit zusätzlich interessant, weil manche Reimpaare durchaus nicht überall im Lande funktionieren. Wenn ‚gebeuren‘ auf ‚muren‘ reimt z.B., dann ist das lediglich in Flandern möglich, da nur dort beide Wörter ein ‘ö’ als Reimvokal aufweisen. Oder wenn ‚zullen‘ auf ‚vertellen‘ reimt, funktioniert das nur in Holland, wo man ‚sellen‘ statt ‚sullen‘ sagte und schrieb.

Die sprachgeographische Analyse der Reime in der Heidelberger *Ogier*-Handschrift ergibt einen ebenso eindeutigen wie überraschenden Befund. Die niederländische Vorlage Flugels stammte aus der Grafschaft Flandern, mit großer Wahrscheinlichkeit sogar aus Westflandern. Dass der Text aus dem Südwesten stammt, zeigen Merkmale wie ‚ie‘ statt ‚uu‘ in Wörtern wie ‚bedieden‘ statt ‚beduden‘ (bedeuten) oder ‚diere‘ statt ‚dure‘ (teuer). Auffallend ist auch die Rundung von langem ‚e‘ zu ‚ö‘ in Wörtern wie ‚degone‘ statt ‚degene‘ (derjenige), das auf ‚sone‘ (Sohn) reimen kann und somit auch für das letzte Wort einen ‚ö‘-Vokal belegt. Interessant ist auch die Entrundung des ‚u‘ zu ‚i‘: ‚stic‘ statt ‚stuc‘ (Stück) und ‚pit‘ statt ‚put‘ (Loch in der Erde, Grube), die in den westlichen Varietäten gang und gäbe ist. ‚Stic‘ reimt auf ‚ie‘ (ich) und ‚pit‘ auf das Demonstrativum ‚dit‘ (dieses). Man könnte diesen wenigen Merkmalen noch eine ganze Reihe weitere hinzufügen.¹⁸ Der auffallendste Reim findet sich in den Versen 21.611/21.612. Hier reimt ‚ons‘ (uns) auf ‚cruus‘ (Kreuz), was ausschließlich in Westflandern möglich ist, wo ‚uus‘ tatsächlich mit ‚cruus‘ ein Reimpaar bilden kann.

Flugels Vorlage stammt dem sprachlichen Befund nach eindeutig aus Flandern, wahrscheinlich aus Westflandern. Interessant ist außerdem, dass *Ogiers kintsheit* auch einen gewissen Anteil ostflämischer Merkmale enthält, wie etwa die bereits erwähnte Enklise ‚diser‘ (das Eisen), das im Westflämischen ‚tiser‘ gelautet hätte.

Wir erinnern uns, dass im Prolog zu *Ogiers outhet* von einem literarischen Kreis adliger Damen in Flandern die Rede war. Diese Aussage wird durch Flugels Text voll bestätigt. Da auch die alten Handschriften aus Brüssel und aus Leuven/Krakau flämischer Herkunft sind, erhärtet sich die Vermutung, dass die gesamte *Ogier*-Tradition eine ausschließlich flämische Angelegenheit ist. Daraus ergibt sich noch viel dringender die Frage, wie dieser nur wenig und ausschließlich in Flandern verbreitete Text nach Heidelberg gelangen konnte,

18 Eine ausführlichere Liste findet man in Berteloot 2012–2014, Nr. 2: Rijmanalyse.

wo doch über literarische Beziehungen zwischen der Grafschaft Flandern und dem Heidelberger Hof nichts bekannt ist.

Die zweite Frage, die man an die Reime in Flugels Text richten sollte, ist die nach dem Alter des Textes. Das Mittelniederländische umfasst die Epoche vom späten 12. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts und weist daher auch chronologische Unterschiede auf. Sprachliche Merkmale kann man zwar nicht auf ein paar Jahrzehnte genau datieren, aber es ist fraglos möglich einen frühen von einem späten Text zu unterscheiden. Grob gesagt kann man also untersuchen, ob Flugels Text der frühen (13. bis 14. Jahrhundert) oder der späten Periode des Mittelniederländischen (15. Jahrhundert) zuzurechnen ist.

Auch bei der Frage nach der Datierung des Textes fällt die Antwort zugleich eindeutig und überraschend aus. Flugels Vorlage ist erstaunlich jung. Die Reime belegen einige phonologische, morphologische und syntaktische Eigentümlichkeiten, die nur im späteren Mittelniederländischen auftreten.¹⁹ In den Versen 16.009/16.010 reimt ‚sijns‘ auf ‚ghepeins‘, was Diphthongierung des alten Monophthongs ‚i‘ voraussetzt. Das ist, besonders in Flandern, wo sich die Diphthongierung in den modernen Dialekten bis heute zum Teil immer noch nicht durchgesetzt hat, etwas höchst Merkwürdiges. Zudem belegen etliche Reime die Apokope des Schwa, z.B. in Gerundien (‚te lopen‘ statt ‚te lopene‘). Auch das ist in Flandern erst sehr spät aufgetreten. Sehr auffallend sind auch Formen wie ‚mien‘ und ‚dien‘ anstelle der Personalpronomina ‚mi‘ und ‚di‘, die vorzugsweise in Reimen mit Wörtern wie ‚ghescien‘, ‚messcien‘ und ‚vlien‘ (geschehen, vielleicht, fliehen) auftreten. Auch das gehört eindeutig zum jüngeren Mittelniederländischen, ebenso wie die Verbindung ‚bliven staen‘ anstelle von ‚staende bliven‘. Außerdem enthält der Text eine Reihe von Wörtern, von denen die niederländischen Lexika belegen, dass sie entweder überhaupt oder in der hier aktuellen Bedeutung erst im späten 15. oder gar im 16. Jahrhundert zum ersten Mal auftreten, z.B. ‚verweghen‘ (ins Wanken bringen), ‚mals‘ (weich), ‚vie‘ (Fehde) usw.

Der sprachliche Befund erlaubt keinen anderen Schluss, als dass die Vorlage des Heidelberger *Ogier* ein sehr junger Text ist. Vermutlich entstand er frühestens um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Das ergibt zwei Überraschungen. Erstens ist die Zeitspanne zwischen dem Entstehen des Textes und der Heidelberger Kopie von 1479 mit nur zwei oder drei Jahrzehnten extrem kurz. Dadurch wird die Frage noch dringlicher, wie dieser Text in so kurzer Zeit die Strecke von Westflandern nach Heidelberg zurücklegen konnte, während sich doch keine von alters her funktionierenden literarischen Beziehungen zwischen beiden herstellen lassen. Überraschung Nummer zwei ist, dass die späte Datierung der Vorlage des Heidelberger *Ogier* Weddiges Modell einer direkten Verbindung zwischen den Handschriften aus dem frühen 14. Jahrhundert und der Heidelberger Kopie total über den Haufen wirft. Wenn es eine Verbindung

19 Ausführlicher hierzu Berteloot 2012–2014, Nr. 17: De OvD-chronologie.

zwischen den frühen Handschriften und der Heidelberger Abschrift gibt, dann nur über eine flämische Zwischenstufe aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.

7. Der Prolog von *Ogiers outheit* als Leitfaden

Bringen wir die Ergebnisse der Reimuntersuchung mit den Aussagen des Autors im Prolog von *Ogiers outheit* in Zusammenhang, dann stellt sich heraus, dass beide sich gegenseitig bestätigen und ergänzen. Die Zusammenkunft adliger Damen, vor denen der junge Autor *Ogiers kintsheit* vorgetragen hat, muss irgendwo in Flandern etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts stattgefunden haben. Der Text von *Ogiers kintsheit* muss jedoch älter gewesen sein. Berücksichtigt man die Übereinstimmung, aber Nicht-Identität zwischen *Ogiers kintsheit* in der Heidelberger Handschrift und in den Fragmenten der beiden Brüsseler Manuskripte, dann erscheint es durchaus wahrscheinlich, dass unser Autor die alte Übersetzung aus der Zeit um 1300 gewissermaßen erneut aufgegriffen und dabei leicht überarbeitet hat. Damit ist auch die Feststellung im Einklang, dass *Ogiers kintsheit* mit einer leicht ostflämischen Note von dem einheitlich westflämischen Idiom von *Ogiers outheit* abweicht. Damit ist auch klar, warum der Heidelberger Ogier zwei Prologe besitzt. Der erste, etwas toposhafte Prolog zu *Ogiers kintsheit* stammt aus der alten Übersetzung von etwa 1300. Der zweite, viel persönlichere Prolog zu *Ogiers outheit* ist die realistische Schilderung des Auftrags, den der Dichter um etwa 1450 erhalten hat.

Aber warum hat der junge Dichter zwar die alte Übersetzung von *Les Enfances Ogier* übernommen und leicht bearbeitet, aber die der *Chevalerie Ogier*, die es, wie man aus dem Löwener/Krakauer Manuskript ersehen kann, ebenfalls schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts gegeben hat, nicht? Es sieht nicht danach aus, dass er diese Entscheidung etwa wegen schlechter Qualität der Übersetzung gemacht hat. Vielmehr scheint er nichts von der Existenz einer niederländischen Übersetzung der *Chevalerie Ogier* gewusst zu haben, denn er hat seiner Auftraggeberin mitgeteilt, es gäbe diesen Text nur in Französisch.

Damit kommen wir zu einem Punkt, den wir bereits eher angesprochen haben. Es sieht danach aus, dass die alten Übersetzungen der *Enfances Ogier* und der *Chevalerie Ogier* unabhängig voneinander entstanden und überliefert worden sind. Die Quelle, derer sich der junge Dichter bedient hat, enthielt ganz offensichtlich lediglich den Text von *Ogiers kintsheit* und nicht den gesamten Zyklus, sonst hätte er sich die Mühe erspart, die fast 20.000 Verse der *Chevalerie Ogier* neu zu übersetzen. Mit anderen Worten: Der junge Dichter irrte in der Annahme, dass es keine niederländische Übersetzung der *Chevalerie Ogier* gab. Dadurch bestätigt sich allerdings die Vermutung, dass die Ogier-Texte insgesamt nur eine sehr kleine Verbreitung gekannt haben müssen. Vielleicht lag es auch an dem jugendlichen Alter des Dichters, dass er von der Existenz von *Ogiers outheit* nichts wusste. Aber wie erklärt man, dass seiner Auftraggeberin der ganze Ogier-Zyklus unbekannt geblieben war?

Bevor wir uns auf die Suche nach der Antwort auf diese Frage machen, möchten wir an dieser Stelle noch auf einen auffallenden Parallelismus aufmerksam

machen. *Ogier* ist nicht der einzige mittelniederländische Text, der aus einem recycelten ersten und einem neuen zweiten Teil besteht. Gewissermaßen der Prototyp einer solchen Konstellation ist *Reinaerts Historie*. Auch hier wurde eine alte, aus dem 13. Jahrhundert stammende Geschichte, nämlich *Van den vos Reynaerde*, mitsamt ihrem Prolog neu bearbeitet und anschließend mit einer Fortsetzung versehen. Auch hier ist die Fortsetzung umfangreicher als der erste Teil. Interessanterweise entstand *Reinaerts Historie* wie *Ogier* um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Und ähnlich wie bei *Ogier* stammte der Dichter, der sich mittels des Akrostichons ‚DISMWDE‘ zu erkennen gab, aus dem Westen Flanderns, während die einzige überlieferte Handschrift weit weg in Utrecht geschrieben wurde. Und obwohl sowohl *Van den vos Reynaerde* als auch *Reinaerts Historie* vom Ursprung her flämische Texte sind, verbreitete sich der jüngere Text zunächst in den nördlichen Niederlanden, wo er auch bald weiter bearbeitet und gedruckt wurde. Erst im 16. Jahrhundert kehrte er in seine Heimat zurück. Ob man diesen interessanten Parallelen viel Bedeutung beimessen darf, ist schwer zu sagen. Vorläufig kann man aber feststellen, dass die Überlieferungsgeschichte des *Ogier* kein Einzelfall ist.

Ist es möglich, dass der Verfasser des *Ogier* und/oder seine Auftraggeberin noch mehr über ihre Identität verraten haben? Die Verse 4130–4135 und 23.725–23.730 wären, als persönliche Schlussworte der jeweiligen Verfasser, der angemessene Platz dazu gewesen. Aber bis auf die Tatsache, dass sich beide Stellen inhaltlich auffällig ähnlich sind, ergibt keine von beiden eine als Akrostichon verwertbare Buchstabenfolge. Es sieht sogar danach aus, als sei Flugel an dieser Tatsache völlig unschuldig.

8. Und die Moral von der Geschicht . . .

Vielleicht liegt es an seinem jugendlichen Alter, dass der *Ogier*-Dichter sich im Gegensatz zu manchem seiner Zeitgenossen wie z.B. dem Dichter von *Reinaerts Historie* relativ wenig mit Moralisierungen aufhält. Hier und dort streut zwar auch er kurze moralische Anmerkungen in sein Buch ein, diese sind jedoch nie länger als zwei Zeilen und schließen immer sinnvoll an die vorher erzählte Handlung an. Eine Ausnahme gibt es allerdings, die unsere Aufmerksamkeit verdient.

In den Zeilen 11.564–11.577 findet sich eine höchst ungewöhnliche Stelle. Vorher wurde in einer Passage, die auch aus einem Artusroman stammen könnte, erzählt, wie *Ogier* auf der Flucht vor Karl dem Großen in die Nähe einer Burg gerät, in der Raubritter hausen. Diese haben die Angewohnheit, jeden, der auch nur in die Nähe kommt, zu überfallen, auszurauben oder einzukerkern. Auch *Ogier* wird von einer Abordnung dieser Halunken angehalten und zum Kampf aufgefordert. Erwartungsgemäß besiegt der Held seine Gegner, aber anschließend erobert er sogar ganz alleine das gesamte Raubritternest und tötet restlos alle, die sich dort aufhalten. Dann folgen vierzehn Verse, die im Niederländischen in etwa folgendermaßen gelaute haben könnten:

Noch bringhen gherne quade werke
quaden loon an ende in.
Een man soude besien vor het beghin,
so wat vordeel daer gheblike,
ende dan soude hijt voort ghelike
al daer houden toten fine,
hets al verlorne pine
goet te beghinnene ende tendene quaet.
Dat es al een verloren staet.
Daeran neme een ieghelijc sijn ghemerc.
Dat leert ons wel Jan, die clerc,
die meneghe stonde versleet sinen sin
omme een cleen ghewin
van gaven ende van eneghen goede.
(11.564–11.577)²⁰

Unmittelbar danach geht die Geschichte mit einer kurzen Zusammenfassung einfach weiter:

Dus slouch Ogier met stouten moede
die quaden van herten fel
so langhe stont, verstaet mi wel,
tote hi hare quite wart altemale.
(11.578–11.581)²¹

Die Verse 11.564–11.565 sind ganz und gar plausibel. Dass die Gauner ‚loon naar werken gekregen hebben‘ (bekommen haben, was sie verdienten) ist ein durchaus passender Abschluss für die Raubritterepisode. Aber dann wird es rätselhaft. Die Verse 11.566–11.567 besagen, dass man, bevor man eine Sache in Angriff nimmt, genau überlegen sollte, welchen Vorteil sie bringt. Das hört sich zunächst an wie die Paraphrase des gängigen Sprichwortes ‚Bezint eer ge begint‘ (überlege, bevor du anfängst). Der Text geht jedoch weiter und besagt in den Versen 11.568–11.573, dass man, wenn man eine Sache einmal angefangen hat, sie auch bis zum Ende durchführen sollte, denn wenn man etwas gut anfängt und schlecht beendet, war die ganze Mühe umsonst. Diese Aussage ist zwar in sich stimmig, aber es ist alles andere als deutlich, was sie hier in diesem Zusammenhang zu suchen hat. Ganz offensichtlich enthalten die Zeilen 11.566–11.573 keine Empfehlung an die besiegten Ritter, und man kann sie auch schlecht als einen Ratschlag des Autors an seinen Protagonisten interpretieren.

20 Übersetzung: Noch bringen schlechte Taten schlechten Lohn ein. Ein Mann sollte, bevor er mit irgendetwas anfängt, überlegen, welcher Vorteil dabei herauspringt, und dann sollte er es so weiterführen bis zum Schluss, denn es ist alles umsonst, wenn man gut anfängt und schlecht endet. Das ist verlorene Mühe. Das möge sich jeder merken. Das lehrt uns Jan, der Kleriker, der manche Stunde seinen Kopf zermartete wegen eines kleinen Gewinns an Gaben oder an irgendwelchen Gütern.

21 Übersetzung: So schlug Ogier – glaubt mir – so lange tapfer auf die bösen Halunken ein, bis er sie allesamt los war.

Ogier hat ohne großes Überlegen das Richtige getan und die Aktion gleich bis zum Ende durchgezogen. Diese Zeilen lassen einen klaren Zusammenhang mit der erzählten Geschichte vermissen. Aber damit sind wir noch nicht am Ende dieses merkwürdigen Zitats.

Die folgenden Verse 11.574–11.577 besagen, dass ‚dieses‘ uns von ‚Jan de Clerc‘ gelehrt wird, der viele Stunden lang sein Gehirn zermarterte, und damit nur einen kleinen Gewinn erzielte. Wie muss man diese Zeilen interpretieren, und was hat diese Aussage an dieser Stelle zu suchen? Was ist mit ‚dat‘ (dieses) in Vers 11.574 gemeint? Verweist es auf die Zeilen 11.566–11.573? Oder haben diese Zeilen eine viel größere Reichweite, und meinen sie möglicherweise alles, was vorangeht? Mit anderen Worten: Nennt der Dichter des Ogier sich hier selbst, wie Franz-Joseph Mone bereits 1838 angenommen hat? (Mone 1838, 38–42)

Wer ist Jan de Clerc? Da dies ein Allerweltsname ist, gibt es bestimmt viele, die so genannt worden sind. Unter ihnen gibt es allerdings einen, der kein Unbekannter ist, nämlich der Antwerpener Stadtschreiber und Schriftsteller Jan van Boendale. Am Anfang des Prologs zu seinem *Jans Teesteye* schreibt er:

Alle die ghene die dit werc
Sien, lesen ende horen,
Die gruetic Jan, gheheten Clerc,
Vander Vueren gheboren.
Boendale heetmen mi daer
Ende wone te Andwerpen nu.²²

Boendale hat verschiedene Werke verfasst, die zu einem großen Teil aus Sentenzen und Belehrungen nach Art der Zeilen 11.566–11.573 im *Ogier* bestehen, so dass es auf der Hand liegt, zunächst an ihn zu denken. Allerdings ist es weder Hilbert Weddige noch mir gelungen, in Boendales Werk irgendeine Stelle zu identifizieren, die den zitierten *Ogier*-Zeilen entspricht. Außerdem ist es unglaublich, wenn jemand von Boendale behaupten würde, dass er sich mächtig hätte anstrengen müssen für einen geringen Lohn. Als Antwerpener Stadtschreiber hatte er eine lukrative Stelle inne und verdiente sich mit seinen Werken, die diversen wohlhabenden Leuten gewidmet sind, sicher noch ein schönes Zubrot dazu.

Wenn die Zeilen 11.566–11.577 nichts mit dem Erzählkontext, in dem sie stehen, oder mit deren Hauptfigur zu tun haben, welche Funktion erfüllen sie dann an dieser Stelle? Gibt es etwas anderes, das diesen Einschub erklären könnte?

Das gibt es tatsächlich. Wenn man berücksichtigt, dass *Ogier van Dene-merken* in der Heidelberger Fassung 23.730 Verse umfasst, ergibt sich, dass die

22 Snellaert 1869, 137. Übersetzung: Alle, die dieses Werk sehen, lesen oder hören, grüße ich, Jan, der ‚clerc‘ genannt wird und in Tervuren geboren wurde. ‚Boendale‘ nennt man mich dort, und ich wohne jetzt in Antwerpen.

rätselhaften Zeilen fast genau in der Mitte des Textes stehen. Diese Tatsache konnte während des Entstehungsprozesses des Textes nur der Dichter selber wissen, denn nur er konnte anhand seiner französischen Vorlage einschätzen, dass er ungefähr die Hälfte seiner Arbeit hinter sich hatte. Betrachtet man die Zeilen 11.568–11.577 aus diesem Blickwinkel, dann offenbart sich ihr Sinn: Wer einmal eine große Arbeit angefangen hat, sollte zusehen, dass er sie auch zu Ende führt, denn sonst wäre das ganze Unternehmen sinnlos gewesen. Eine bessere Stelle als die Mitte des Buches konnte der Verfasser sich für diese Aussage nicht aussuchen. Wenn er daran anschließend sagt, dass diese Einsicht von Jan de Clerc stammt, und dass dieser für seine anstrengende Arbeit ungenügend vergütet wurde, wer könnte dieser Jan de Clerc dann anders sein als der Dichter selber?

Weddige (2002, XXXV) verneint diese Möglichkeit und bezieht sich dabei besonders auf die Worte „leert ons“ in Zeile 11.574. Ein Dichter kann von sich selbst zwar in der dritten Person sprechen, jedoch kaum im gleichen Satz sich selbst mittels des Pronomens ‚ons‘ zu seiner eigenen Zuhörerschaft rechnen. Aber welchen Sinn hätte es, sich an einer solchen Stelle auf eine Autorität zu berufen, die nicht Boendale ist, und die sonst keiner kennt? Und was soll die anschließende Klage über die schlechte Bezahlung? Bezogen auf die Zeilen 11.568–11.573 kann ‚Jan de Clerc‘ kein anderer sein als der Verfasser selber. Unser und auch sein Pech ist es, dass er einen so weit verbreiteten Namen trägt, dass eine Suche nach ihm sich wie die Suche nach der Nadel im Heuhaufen gestalten würde.

Die Zeilen 11.568–11.577 ergeben folgenden Sinn: Der Verfasser des *Ogier* bringt etwa in der Mitte seines Buches zum Ausdruck, dass er nunmehr einen wichtigen Teil seiner Arbeit hinter sich hat und weitermachen will, damit die ganze Arbeit nicht umsonst war. Allerdings wäre es ihm ganz lieb, wenn die Vergütung dabei etwas mehr seinen Bemühungen angeglichen würde. Eigentlich gibt es nur eine Person, an die diese Klage gerichtet sein kann, nämlich seine Auftraggeberin. Diese wird hier allerdings nicht erwähnt. Oder doch? Wir haben bislang noch keine schlüssige Interpretation für die Zeilen 11.566–11.567 gefunden. Warum wird hier daran erinnert, dass man nachdenken soll, bevor man eine Sache in Angriff nimmt? Das ist weder relevant für die Figuren aus dem Roman noch für den in der Mitte seines Werkes angekommenen Dichter.

9. Denk nach, bevor du anfängst

In der New Yorker Pierpont Morgan Library befindet sich ein Buch, das von dem dortigen Bibliothekspersonal etwas despektierlich ‚Kitty‘ genannt wird (Wieck 2009, 15). Dabei handelt es sich um eines der schönsten und kostbarsten Manuskripte des europäischen Spätmittelalters, nämlich das berühmte Stundenbuch der Katharina von Kleve. Diese fast vollständig in lateinischer Sprache verfasste Handschrift hat eine bewegte Geschichte hinter sich, die noch nicht vollständig aufgeklärt ist. Sie wurde in Auftrag gegeben von Herzogin Katharina von Kleve, die auf der ersten Seite ihr Wappen, das Allianzwapen von Kleve und Geldern,

abbilden ließ. Katharina wurde 1417 als Tochter des Herzogs Adolph von Kleve und seiner Frau Maria von Burgund, einer Tochter des burgundischen Herzogs Johann Ohnefurcht, geboren und heiratete 1430 Arnold von Egmond, den Herzog von Geldern, mit dem sie bereits sieben Jahre zuvor verlobt worden war. Katharina führte wahrscheinlich schon von Anfang an einen eigenen Hofstaat und vertrat ihren Gatten, als dieser 1450 bis 1452 eine Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem unternahm. Sie lebte wahrscheinlich hauptsächlich auf der Burg Lobith, wo sie 1476, drei Jahre nach ihrem Ehemann, starb (König 2009a, 44).

Über Entstehungsort und -datum gibt Katharinas Stundenbuch keine direkten Informationen. Und die Kunsthistoriker sind sich auch nicht in allen Punkten einig. Utrecht wird genannt und Nimwegen, aber auch die südlichen Niederlande scheinen nicht gänzlich ausgeschlossen zu sein. Als Datum kommen die Jahrzehnte von 1430 bis 1450 in Betracht, aber die Zeit um 1440 scheint am wahrscheinlichsten zu sein.

Was nach Katharinas Tod mit dem kostbaren Buch geschah, weiß man nicht. Erst 1856 wurde ein Teil davon von einem Pariser Antiquar zum Verkauf angeboten. Zu der Zeit war das Buch bereits auf eine solche Weise in zwei Teile aufgespalten worden, dass jeder der beiden Bände wie ein vollständiges Gebetbuch aussah und niemand mehr wusste, dass sie zusammengehörten. Zufällig erwarb die Pierpont Morgan Library 1963 und 1970 aus Privatbesitz unabhängig voneinander beide Teile. Heute sind sie zwar wieder unter einem Dach vereint, aber sie wurden noch nicht wieder zu einer Einheit zusammengebunden.²³ Auch nachdem es gelungen ist, die ursprüngliche Reihenfolge der Blätter der Gesamthandschrift zu rekonstruieren, ist es nicht leicht, sich in dem Buch zu orientieren und daraus zu zitieren. Nicht zuletzt, weil ein Band foliiert und der andere paginiert worden ist, sehen die Angaben recht komplex aus. In einem neuen Faksimile (Stundenbuch, Faksimile 2009) sind die Blätter wieder in der ursprünglichen Reihenfolge reproduziert, so dass man sich damit ein gutes Bild des Zustands um 1440 machen kann.

Katharinas Stundenbuch ist ganz in lateinischer Sprache verfasst. Lediglich an zwei Stellen gibt es niederländische Einsprengsel.²⁴ Auf G F. 28 sollte der Kopist eigentlich das Glaubensbekenntnis abschreiben, aber da er das bereits an anderer Stelle gemacht hatte, ließ er es bei der Anfangszeile „Credo in unum deum“ bewenden und fügte auf Niederländisch hinzu: „Wilmen dit lesen soe sueket opwaert in die ghetide vanden heilighen gheest. opten dinxdach“.²⁵ Um diesen Hinweis vom restlichen Text abzusetzen, ist er mit einer dünnen roten Linie unterlegt.²⁶

23 Alle kodikologischen Daten, siehe Dückers 2009.

24 Eine angeblich dritte Stelle, die Banderole des Jesuskindes auf der Eröffnungsminiatur, ist nur schwer nachprüfbar und bleibt hier deswegen außer Betracht. Siehe König 2009b, 167–168.

25 Übersetzung: Wer dies lesen will, der suche weiter vorne in den Horen des Heiligen Geistes am Dienstag.

26 An der Schreibung ‚ue‘ in ‚sueket‘ kann man ersehen, dass der Text im östlichen Teil der Niederlande geschrieben worden ist. Das schließt auch Utrecht ein.

Das zweite niederländische Einsprengsel ist weitaus spannender und der Grund, weswegen wir hier auf das Stundenbuch zu sprechen kommen. Auf M S. 38 recto befindet sich eine Miniatur, die die Verurteilung Jesu durch Pilatus darstellt. Jesus und Pilatus und sein Gefolge befinden sich in einem Raum, der als Gerichtssaal gemeint ist. Während in der gesamten Handschrift die Wände von Innenräumen in der Regel bunt gestaltet wurden, sind die Wände dieses Saals schmutzig weiß. So ist es möglich, dass auf der Hinterwand unterhalb eines Fensters ein Spruch aufgetragen werden konnte. In einer von der übrigen Handschrift abweichenden kursiven Schrift steht dort in schwarzen Lettern geschrieben: „Versinnet dat ende“ (denk nach über das Ende). Der Spruch ist unterstrichen und wird gefolgt von einer kleinen Figur, die am meisten Ähnlichkeit mit einem Löwen hat.

Den Kunsthistorikern ist dieser Schriftzug natürlich nicht verborgen geblieben. Er wurde einvernehmlich gedeutet als die realistische Wiedergabe einer Inschrift, wie man sie in den Niederlanden im späten Mittelalter häufig an den Wänden in öffentlichen Gebäuden angetroffen hat mit dem Ziel, diejenigen, die sich dort aufhielten, an ihre Aufgaben zu erinnern. Übertragen auf die Szene in dem Stundenbuch könnte man interpretieren, dass diese Inschrift Pilatus daran erinnern sollte, beim Fällen eines Urteils an ‚das Ende‘ zu denken. Ob damit der Tod des Delinquenten oder des Richters selber gemeint ist, oder gar das eschatologische Ende der Welt, oder alles zusammen, bleibt dabei im Unklaren (König 2009b, 181–183).

Es gibt keine Zweifel, dass es in öffentlichen Räumen Inschriften dieser Art gegeben hat und immer noch gibt, aber dennoch erscheint diese Deutung in ihrer Beiläufigkeit nicht überzeugend. Realistisch ist die Wiedergabe des Schriftzuges eigentlich nicht, denn zum Zweck einer Inschrift hätte man sicher eine viel deutlichere *littera formata* gewählt. Und was ist bei einer solchen Inschrift der Sinn des kleinen Löwen am Ende? Wenn dies die einzige Stelle in dem Buch ist, wo außerhalb des Fließtextes ein niederländischer Satz auftaucht, liegt es dann nicht auf der Hand, dass mehr dahinter steckt?

Gibt es ein prägnanteres heraldisches Symbol als einen Löwen? Und gibt es den Löwen nicht auch im geldrischen Wappen? Ist es abwegig zu vermuten, dass der Spruch in der Miniatur etwas mit der Besitzerin oder der Auftraggeberin des Stundenbuches zu tun hat? Der berühmte Bibliophile Lodewijk van Gruuthuse, aus dessen Bibliothek zahlreiche kostbare illustrierte Manuskripte in den Besitz des französischen Königs gelangten, ließ seine persönliche Devise ‚Plus est en vous‘ in die Miniaturen seiner Bücher einstreuen. Es erscheint mir deswegen mehr als wahrscheinlich, dass der Spruch „Versinnet dat ende“ weniger mit der Gerichtsszene in der Miniatur zu tun hat, als zusammen mit dem Allianzwappen von Kleve und Geldern als ein Hinweis auf die Besitzerin und/oder Auftraggeberin der Handschrift, Katharina von Kleve, gedeutet werden muss.

Beweisen lässt sich diese Hypothese (noch) nicht, aber das zweimalige scheinbar unmotivierte Auftreten des Spruches „Versinnet dat ende“ in zwei so unterschiedlichen Werken wie dem Stundenbuch der Katharina von Kleve und Ogier

van Denemerken weckt die Frage, ob beide möglicherweise etwas miteinander zu tun haben könnten.

10. Die *scone smale, die vul es alre hoveschede*

So beschreibt Jan de Clerc in den Zeilen 4212–4213 seine Auftraggeberin. Könnte es sich bei dieser hochgepriesenen höfischen Dame um Katharina von Kleve handeln? Was spricht dafür, was spricht dagegen?

Zeitlich passt Katharina auf jeden Fall in das Profil der Auftraggeberin von *Ogier van Denemerken*. Geboren 1417 und gestorben 1476 war sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts, das ermittelte Entstehungsdatum des *Ogier*, um die 30 bis 50 Jahre alt, ein gutes Alter, um sich als Mäzenin zu betätigen. Dass ihr Ehemann Arnold 1450 bis 1452 genau wie *Ogier* eine Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem unternahm, könnte eine zufällige Koinzidenz sein, aber auch ein zusätzlicher Faktor, der ihr Interesse an dem Text geweckt hat. Sie starb drei Jahre bevor die Heidelberger Kopie fertiggestellt wurde. Auch das könnte stimmig sein. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass man erst nach ihrem Tod das Buch aus ihrem persönlichen Besitz zum Abschreiben nach Heidelberg ausgeliehen hat.

Räumlich haben wir zunächst ein Problem, denn es gilt die flämische Herkunft des Textes mit der niederrheinischen Heimat Katharinas in Einklang zu bringen. Dies ist jedoch nicht wirklich problematisch, denn die Vita Katharinas weist mehrfache Beziehungen nach Flandern auf. Sie ist, wie erwähnt, die Enkelin des burgundischen Herzogs Johann Ohnefurcht und demnach eine Nichte Philips des Guten, des amtierenden Herzogs, der seit 1419 auch Graf von Flandern war. Katharinas Brüder Johann und Adolph wurden am burgundischen Hof erzogen und bekamen ihre Ausbildung an der lateinischen Schule in Gent (Schnüttgen 1990, 43–44). Eine Generation später sollte Philip von Kleve, ein Cousin Katharinas, seinen Lebensmittelpunkt nahezu ganz nach Flandern verlegen, wo er wichtige Funktionen am burgundischen Hof innehatte und 1528 auf Schloss Wijnendale starb. Auch Katharinas Sohn Adolph starb 1477 in Tournai im Westen. Es gab also gewiss Verbindungen in den Westen, und es ist nicht verwegen, anzunehmen, dass diese für Katharina intensiv genug gewesen sind, sich gelegentlich in Flandern aufzuhalten und dort mit ihren Verwandten und Standesgenossinnen literarische Zusammenkünfte zu besuchen oder gar zu organisieren. Das Niederländische war für sie sowieso kein Problem, denn am Niederrhein wurde Niederländisch gesprochen und geschrieben.

Der relativ große Abstand zwischen Flandern und dem Niederrhein kann einem potentiellen Mäzenatentum nicht im Wege gestanden haben. Im Gegenteil, die Entfernung könnte die Erklärung für zwei wichtige Tatsachen liefern. Einmal ist festzustellen, dass die Auftraggeberin von Jan de Clerc trotz ihres Interesses für Literatur die Geschichte von *Ogier van Denemerken* nicht kannte und, als sie ihm die Übersetzung der *Chevalerie Ogier* in Auftrag gab, auch nicht wusste, dass es bereits eine ältere flämische Übertragung gab. Wenn die alten *Ogier*-Übersetzungen jedoch – wie die Quellenlage vermuten lässt – nicht

über die Grenzen Flanderns hinaus verbreitet worden waren, liegt es auf der Hand, dass weder der Stoff noch die alten niederländischen Bearbeitungen bis zum Niederrhein durchgedrungen waren. Andererseits sind von Jan de Clercs Bearbeitung des *Ogier*-Zyklus in Flandern keinerlei Spuren erhalten geblieben. Wenn der Dichter sein Werk nach seiner Fertigstellung in einer Reinschrift seiner Mäzenin hat zukommen lassen, dann wurde es damit an den Niederrhein umgesiedelt, so dass in seinem Ursprungsland keine weitere Verbreitung mehr möglich war. Eine Auftraggeberin, die von der Peripherie des niederländischen Sprachgebietes stammte, würde perfekt ins Bild passen.

Noch ein weiteres Detail aus dem Profil der Auftraggeberin passt perfekt zu Katharina. Im Prolog zu *Ogiers outhet* erzählt der Dichter, dass man ihn zunächst seines jugendlichen Alters wegen von dem Vortrag in dem literarischen Kreis verschonen wollte, aber dass diese eine Dame sich dem widersetzte. Im Niederländischen dürfte diese Stelle etwa folgendermaßen gelautet haben:

“Hi en sal niet,” seede si, “te waren,
want hi verhoghet binnen sinen jaren
so meneghen man met sinen ghedichte.
Wildijs hier pleghen, hem souds lichte
hier gonnen te bat iemen.”
(4195–4199)²⁷

Wenn man überlegt, dass Katharina selber bereits im Alter von zwölf Jahren verheiratet wurde und ab da die Pflichten einer Landesmutter zu übernehmen hatte, wundert es nicht, dass gerade sie, einem noch blutjungen Dichter nicht nur den Vortrag, sondern auch die Übersetzung eines noch viel umfangreicheren Werkes zumutete.

Argumente gegen die Kandidatur Katharinas als Mäzenin von Jan de Clerc gibt es eigentlich nicht. Man kann nur die gängige Meinung der Historiker ins Feld führen, dass die Fürsten vom Niederrhein zwar eine eigene Bibliothek besessen, – davon zeugt ein erhaltenes Verzeichnis der Bücher von Jan van Egmont (1385–1451) bzw. Katharinas Ehemann Arnold von Geldern (1410–1473) (Tervooren 2005, 272–273) – sich jedoch nicht selber als Mäzene betätigt haben (Schnüttgen 1990, 57–59; Nijsten 1992, 157). Dabei hatten nicht nur Katharina, sondern auch Maria von Geldern ihr eigenes Stundenbuch, und Katharinas Ehemann Arnold hatte zwischen 1435 und 1440 für sich ein Brevier in Auftrag gegeben (Korteweg 2009, 252, 260–261). Aber wenn der Besitzervermerk jedes Mal so dezent und raffiniert in Form einer Devise im Text versteckt wurde wie im *Ogier* und in Katharinas Stundenbuch, dann kann dieser leicht übersehen oder falsch gedeutet werden. Man sollte die in dem erwähnten Bibliotheksverzeichnis aufgezählten Werke noch einmal auf solche Spuren hin untersuchen.

27 Übersetzung: „Nein“, sagte sie, „wahrlich, denn er erfreut sogar als Minderjähriger so viele Leute mit seiner Dichtkunst. Wäre er bereit, das hier auch zu tun, so würde jedermann ihm das zu seinem Vorteil zugestehen.“

11. Vom Niederrhein nach Heidelberg und zurück?

Jan de Clerc konnte stolz sein auf seine Arbeit, denn die Lektüre des aus der Heidelberger Fassung rekonstruierten niederländischen Textes lässt einen spannenden, gut konstruierten und ansprechend erzählten Roman erahnen. Wenn alles seinen gewohnten Gang gegangen ist, hat der Dichter von seinem Buch ein Dedikationsexemplar anfertigen lassen und dieses seiner Auftraggeberin übermittlelt. Vielleicht hat er es sogar persönlich nach Lobith gebracht und ihr überreicht. Katharina wird es als eine Kostbarkeit behandelt haben, mit der sie renommieren konnte. Vermutlich wird sie es Gästen am Hofe gezeigt haben und wahrscheinlich wurde für sie daraus vorgelesen. Über ihre auch im deutschen Raum weitverbreitete Verwandtschaft (König 2009a, 44) konnte das Werk auf diesem Wege die Bekanntschaft erlangen, die ihm in Flandern versagt war. Für Leute, die von weither kamen und es nicht verstanden, wird man den Text aus dem Stegreif übersetzt haben.

Die Überlieferungskette des *Ogier* muss, wie wir oben festgestellt haben, denkbar kurz gewesen sein. Dafür war viel zu wenig Zeit zwischen dem Entstehen des Textes und der Heidelberger Abschrift. Deswegen war der Text, den Flugel zum Kopieren bekommen hatte, noch sehr arm an Fehlern. Der einzige Makel, den wir zweifelsfrei nachweisen können, ist die Verschiebung von jeweils zwei Textseiten, und die ist vermutlich sogar schon im Manuskript des Verfassers angelegt gewesen. Was liegt also näher als zu vermuten, dass das Dedikationsexemplar selber nach Heidelberg gelangt ist? Da Flugel seine Arbeit 1479 beendete, könnte es sein, dass Katharinas Nachkommen nach ihrem Tode im Jahre 1476 bereit gewesen sind, auf Anfrage das Manuskript zum Kopieren auszuleihen.

Während es sich als nahezu unmöglich erwies, eine Verbindung zwischen Flandern und Heidelberg herzustellen, gibt es eine sehr konkrete Verbindung zwischen Kleve und Heidelberg in der Person von Johann (oder Johann Steinwert) von Soest. Dieser wurde 1448 in Unna geboren und wurde im sehr jugendlichen Alter Sänger am Patroklostift in Soest. Seine Begabung sprach sich herum, so dass er schon mit zwölf Jahren in die Hofkapelle Herzog Johanns I. von Kleve-Mark, Katharinas Bruder, aufgenommen wurde. In seiner Klever Zeit wird er die kostbaren Missale aus der Klever Hofkapelle kennengelernt haben, die heute noch im Nordrhein-Westfälischen Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf bewahrt werden, und in die von 1347 bis 1592 die Geburts- und Sterbedaten der Mitglieder des Hauses von Kleve verzeichnet wurden (Tervooren 2005, 276). Aus Kleve führte der Lebensweg den umtriebigen Johann von Soest nach Brügge und über Hardenberg in Overijssel zurück nach Kleve und weiter nach Maas-tricht. Anschließend war er als Sängemeister am Hofe Landgraf Ludwigs II. von Hessen in Kassel tätig, bis er 1471 nach Heidelberg zog, wo er Leiter des Chores am Hofe Kurfürst Friedrichs I. wurde. Aber er war nicht nur Musiker. Ende der siebziger Jahre arbeitete er an einer Bearbeitung des mittelniederländischen *Roman van Heinric en Margriete van Limburg*, die er 1480 vollendete und Friedrichs Nachfolger, Kurfürst Philipp (dem Aufrichtigen) widmete. Später

studierte er noch Medizin und praktizierte in Worms, Frankfurt und Mainz, wo er 1500 Stadtarzt wurde. Außer *Die Kinder von Limburg* schrieb er noch weitere Werke, u.a. eine Autobiographie in Versen.²⁸

Man kann sich kaum vorstellen, dass dieses junge Musiktalent mit Interesse für Literatur und Ritterepik in seiner Klever Zeit nicht auch Katharinas *Ogier van Denemerken* kennengelernt hat. Als er sich später am Heidelberger Hof aufhielt und dort mit dem literarischen Interesse für die aus dem niederländischen Raum stammenden Romane von *Renout van Montalbaen* und *Malegijs* konfrontiert wurde, fing er selber an, den *Roman van Limburg* zu bearbeiten, wobei Helmut Tervoooren es sogar für möglich erachtet, dass er die Vorlage selber vom Niederrhein nach Heidelberg mitgebracht hatte (Tervoooren 2005, 110). Liegt es dann nicht auf der Hand, dass Johann von Soest derjenige war, der seine Arbeitgeber in Heidelberg auf *Ogier van Denemerken* aufmerksam machte und den Anstoß dazu gab, Katharinas Manuskript auszuleihen und abschreiben zu lassen? Angesichts des gespannten Verhältnisses, das nach 1471 zwischen Katharina und ihrem Ehemann herrschte, ist es nicht ausgeschlossen, dass ihre Bücher zu dem Zeitpunkt wieder in Klever Besitz übergegangen waren. Katharina wurde sogar neben ihrem Vater Adolph in der Kartause Marieninsel bei Wesel und nicht neben ihrem Ehemann beerdigt (König 2009, 44). Vielleicht war es Herzog Johann I., Katharinas Bruder und der frühe Mäzen Johanns von Soest, der Letzterem das Manuskript anvertraute, um es in Heidelberg kopieren zu lassen.

Es ist müßig, sich zu fragen, ob das Manuskript, nachdem es von Ludwig Flugel abgeschrieben wurde, wieder an seinen Herkunftsort zurückkehrte. Bis auf Flugels Kopie sind seitdem keine Spuren zurückgefunden worden. Wie es auch immer gewesen ist, Johann von Soest und Ludwig Flugel müssen sich gekannt haben, und man kann sich kaum vorstellen, dass sie sich nicht über ihre Arbeit unterhalten haben. Dabei war der Musiker sicher besser mit dem Niederländischen vertraut als der Berufsschreiber, und Letzterer hätte sich manchen Ratschlag bei seinem Kollegen einholen können. Warum er das nicht getan hat, wissen wir nicht, aber die Ironie der Geschichte wollte, dass Hilker Weddige es ihm ein halbes Jahrtausend später gleichtat und es versäumte, bei der Edition des *Ogier van Denemerken* die Sachkompetenz von Hans van Dijk und Theo J.A. Broers in Anspruch zu nehmen.

12. Fazit

Die Voraussetzung für ein erfolgreiches Studium eines mittelalterlichen Textes ist eine gute Textausgabe. Wenn diese fehlt, bleibt der Text unzugänglich, selbst für Fachleute, die ihn kennen müssten. Bei der Rekonstruktion des *Ogier van*

28 Die biographischen Daten des Johann von Soest stammen aus Wikipedia (konsultiert am 16.9.2013). Die Person und sein Werk werden ausführlicher behandelt in der Habilitationsschrift von Rita Schlusemann, die demnächst erscheint.

Denemerken ist es gelungen, zahlreiche verheerende Eingriffe eines Kopisten aufzuzeigen und rückgängig zu machen, so dass der Text nunmehr über weite Strecken wieder lesbar vor uns liegt. Außerdem konnten auf diesem Wege dem Text Informationen entrisen werden, die dem früheren Editor gänzlich entgangen waren, und die *Ogier van Denemerken* zu dem wohl am besten dokumentierten Karlsepos der niederländischen Literatur machen.

Literatur

- Beckers 1987: Hartmut Beckers, Frühneuhochdeutsche Fassungen niederländischer Erzählliteratur im Umkreis des pfalzgräflichen Hofes zu Heidelberg um 1450/80. In: Elly Cockx-Indestege en Frans Hendrickx (Red.), *Miscellanea Neerlandica. Opstellen voor Dr. Jan Deschamps ter gelegenheid van zijn 70e verjaardag*. Leuven 1987, 237–261.
- Berteloot 2004: Amand Berteloot, Rezension von Haase u.a., *Malagis*, Weddige, *Ogier* und Schutter, *Madelgijs* in: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 68 (2004), 243–246.
- Berteloot 2011: Amand Berteloot: Gewollt und nicht gekonnt? Oder erst gar nicht gewollt? Der Heidelberger “Ogier van Dänemark”. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 130 (2011), Sonderheft: *Dialog mit den Nachbarn. Mitteleuropäische Literatur zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert*, 193–201.
- Berteloot 2012–2014: Amand Berteloot, Al lezende in *Ogier van Denemerken*, nr. 1–34. In: *Neder-L. Electronisch Tijdschrift voor de Neerlandistiek* 2012–2014.
- Berteloot 2012–2014a: Amand Berteloot, *Ogier van Denemerken*. Reconstructie van de Middelnederlandse tekst op basis van handschrift Heidelberg Cpg 363. In: *Neder-L. Electronisch Tijdschrift voor de Neerlandistiek* 2012–2014.
- Besamusca 1983: Bart Besamusca, *Repertorium van de Middelnederlandse Karelepiek. Een beknopte beschrijving van de handschriftelijke en gedrukte overlevering*. Utrecht 1983.
- Dückers 2009: Rob Dücker, Das Stundenbuch der Katharina von Kleve aus kodikologischer Sicht, in: *Stundenbuch, Kommentar*, 97–135.
- Haase u.a. 2000: Annegret Haase/Bob W. Th. Duijvestijn/Gilbert A.R. de Smet/Rudolf Bentzinger (Hrsg.), *Der deutsche Malagis nach den Heidelberger Handschriften Cpg 340 und Cpg 315 unter Benutzung der Vorarbeiten von Gabriele Schieb und Sabine Seelbach*. Berlin 2000. [Deutsche Texte des Mittelalters, Band LXXXII]
- Keupp/Schwarz 2013: Jan Keupp/Jörg Schwarz, *Konstanz 1414–1418. Eine Stadt und ihr Konzil*. Darmstadt 2013.
- König 2009 a: Eberhard König, Auftraggeber, Auftrag, Quellen, in: *Stundenbuch, Kommentar*, 43–53.
- König 2009b: Eberhard König, Text und Bilder im Stundenbuch der Katharina von Kleve, in: *Stundenbuch, Kommentar*, 161–249.

- Korteweg 2009: Anne S. Korteweg, Der Meister der Katharina von Kleve: Einzelgenie oder Arbeitsgemeinschaft? In: *Stundenbuch, Kommentar*, 251–286.
- Mone 1938: Franz-Joseph Mone, *Übersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit*. Tübingen 1838.
- Nijsten 1992: Gerard Nijsten, *Het hof van Gelre. Cultuur ten tijde van de hertogen uit het Gulikse en Egmondse huis (1371–1473)*. Kampen 1992.
- Van Oostrom 2006: Frits van Oostrom, *Stemmen op schrift. Geschiedenis van de Nederlandse literatuur vanaf het begin tot 1300*. Amsterdam 2006.
- Pfaff 1885: F. Pfaff (Hrsg.), *Reinolt von Montelban oder die Heimonskinder*. Tübingen 1885. [Bibliothek des litterarischen Vereins 174]
- Schnüttgen 1990: Wiltrud Schnüttgen, *Literatur am klevischen Hof vom hohen Mittelalter bis zur frühen Neuzeit*. Kleve 1990.
- De Schutter/Goossens 2002: Georges de Schutter/Jan Goossens (red.), *Van Madelgijs tot Malagis. Een bundel opstellen verzameld n.a.v. de tachtigste verjaardag van Gilbert de Smet*. Gent 2002.
- Snellaert 1869: Ferdinand-Augustijn Snellaert, *Nederlandsche gedichten uit de veertiende eeuw van Jan Boendale, Hein van Aken en anderen*. Brussel 1869.
- Stundenbuch, Faksimile 2009: *Das Stundenbuch der Katharina von Kleve*. Faksimile. Gütersloh/München 2009.
- Stundenbuch, Kommentar 2009: *Das Stundenbuch der Katharina von Kleve. MS M. 917 und MS M. 945 The Pierpont Morgan Library, New York*. Kommentar mit Beiträgen von R. Dückers, E. König, A.S. Korteweg, J.H. Marrow, W.M. Voelke, R.S. Wieck. Gütersloh/München 2009.
- Tervooren 2005: Helmut Tervooren (unter Mitarbeit von Carola Kirschner und Johannes Spicker): *Van der Masen tot op den Rijn. Ein Handbuch zur Geschichte der mittelalterlichen volkssprachlichen Literatur im Raum von Rhein und Maas*. Geldern 2005.
- Weddige 2002: *Ogier von Dänemark nach der Heidelberger Handschrift Cpg 363* herausgegeben von Hilkert Weddige in Verbindung mit Theo J.A. Broers und Hans van Dijk. Berlin 2002. [Deutsche Texte des Mittelalters, Band LXXXIII]
- Wieck 2009: Roger S. Wieck, Vorwort, in: *Stundenbuch, Kommentar* 2009, 15–22.